

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Große Alsterstraße 35/37, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4089 a 8. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Zeile oder deren Raum 15 Pfennige, für Veranlagungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfennige, auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Morgens in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 289.

Mittwoch, den 11. Dezember 1895.

2. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Die Kamarilla.

Das. Die erste politische Form, welche die Neuzeit herausbildete, war die absolute Monarchie. Die mittelalterliche Monarchie war alles Andere eher als absolut gewesen. Der mittelalterliche Staat ist eine Zusammenfassung von demokratisch oder oligokratisch (Herrschaft Einzelner) regierten Republiken — den Städten, von demokratisch sich selbstverwaltenden ländlichen Gemeinwesen, den freien Bauernschaften, und von großen, vom Besitzer im Wesentlichen unumschränkt verwalteten Territorien.

Ueber diesen Gebilden erhoben sich die höheren Verwaltungen, z. B. bildete sich über dem freien ländlichen Gemeinwesen eine von oben her eingesetzte Rechtspflege; da die betreffenden Stellen nicht mit Gehalt ausgestattet waren, sondern mit der Ausübung von Land und Empfang von Abgaben und Diensten der Verwalteten, so wurden sie bald erblich und vererblich wurden sich aus Ämtern zu Besitz. Dem Monarchen blieben im Wesentlichen nur Ueberbleibsel früherer religiöser Dienstleistungen, eine gewisse kriegerische Thätigkeit und die Vertretung des Landes nach außen.

Die sich entwickelnde Bourgeoisie verlangte vor Allem Sicherheit für Leben und Eigentum; ohne diese kann wohl die primitive Produktion, die im Wesentlichen auf den eigenen Gebrauch eines wenig bedürftigen Konsumenten berechnet ist, bestehen, aber nicht der Handel und die Produktion für den Tausch. Sicherheit konnte die schwache und ohnmächtige oberste Gewalt aber nicht gewähren, es mußte sich eine neue politische Kategorie herausbilden. Das geschah auf zweierlei Weise: wie in Deutschland, wo die Besitzer der Territorien sich zu absoluten Landesherren entwickelten, ihr Gebiet abrundeten und die Reichsverfassung sprengten; oder wie in Frankreich, wo der König alle kleineren Mächte und Gewalten im Staat allmählig zu Boden wirft und selbst absoluter Monarch wird.

Die Lehre des Absolutismus ist, daß der Monarch die Befehle giebt und verwaltet. Natürlich kann er das nicht Alles selber thun, sondern er hat Hilfskräfte dazu nötig, seine Beamten, die ihm Ergebenheit und Treue geschworen haben und von ihm ihr Gehalt bekommen. Die Bureaucratie, eine im Mittelalter gleichfalls unbekannt Einrichtung — die ganze kaiserliche Kanzlei z. B. wurde auf ein paar Wagen dem Kaiser in seine verschiedenen Aufenthaltsorte nachgezogen — entwickelte sich jetzt, und die natürliche Wirklichkeit der absolutistischen Theorie war nunmehr die, daß die Dinge von der Bureaucratie geleitet wurden.

Ein bureaucratistisches Regiment pflegt sich durch Ruhe, Stetigkeit, Langsamkeit und Solidarität auszuzeichnen. In Zeiten stillstehender Kultur ist es gar nicht so übel, wie es gewöhnlich dargestellt wird; nur in Zeiten rascher Entwicklung kann es schädlich werden dadurch, daß es zu unbeholfen ist, sich mit der nötigen Schnelligkeit den neuen Veränderungen zu fügen.

Die Stellung der Monarchen zu dem, wenn einmal eingestellten und aufgezogenen, auch richtig funktionierenden bureaucratistischen Apparat war entweder die, daß sie sich außer gelegentlichen Launen jeden Eingriffs enthielten und sich mit der Erfüllung ihrer Geldforderungen begnügten, oder daß sie sich als oberste Beamten fühlten und Alles selber leiten wollten.

Im zweiten Fall konnte ein Doppeltes eintreten. Zum Regieren gehört bekanntlich, wie bereits Oxygensierna wußte, nicht so sehr viel Verstand. Ein Fürst mit gewöhnlicher Begabung und gesundem Menschenverstand kam ganz gut aus, wenn er nur ein kleines Land unter sich hatte, wo er wirklich Alles selber kontrollieren konnte. Solche Fürsten, das muß man anerkennen, hat es in den deutschen Kleinstaaten doch viele gegeben. Ueberstieg aber der Staat eine bestimmte Größe, so wurde diese Art der Regierung unmöglich; selbst bei angestrengtester Arbeit war der Ueberblick über all' das Detail nicht zu behalten; und die Fürsten, die trotzdem ihre, wie man es damals nannte, landesväterliche Rolle weiter spielen wollten, fielen in die Hände einer Kamarilla (intrigierende, oft persönliche Zwecke verfolgende Günstlinge).

Das beste Beispiel bietet uns die Geschichte Preußens. Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs des Großen,

war noch ein Landesvater im alten Styl und konnte es bei der damals geringen Bevölkerung und dem kleinen Umfang des Staates sein. Er bekümmerte sich noch persönlich um die Fremden, welche nach Berlin kamen, visitierte selbst die Beamten, ob sie zur rechten Zeit auf dem Bureau waren, prüfte selber die Rechnungen auf Heller und Pfennig, und hatte, wie ein tüchtiger Verwalter auf einem großen Gut, die Augen überall. Sein Sohn eroberte ein großes Gebiet hinzu und hatte außerdem bereits viel verwickeltere Verhältnisse vor sich. Aber er war eine große Arbeitskraft und bewältigte doch die Last, wenn auch in den letzten Jahren nicht ohne schwere Schäden für das Land. Dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., schritterte vollständig. Er gerieth völlig in die Hände einer Kamarilla, untergeordneter Persönlichkeiten, die ihm persönlich nahe standen, vom Kammerdiener aufwärts bis zum Kammerherren. Friedrich Wilhelm III., ein vernünftiger, ruhiger Mann, der auch durch die schweren Schicksalschläge von allzu hochmüthigen Ansichten über seine persönlichen Fähigkeiten zurückgekommen war, regierte dann wieder durch die Bureaucratie. Diese, die im Gegensatz zu den vermurksten Anschauungen des Vorgängers an freiheitlich gesinnten Universitäten, unter dem literarischen Einfluß der französischen Revolution herangewachsen war, erwies sich als sehr tüchtig in jener Periode der Umbildung. Es war die Blanzzeit der preussischen Bureaucratie. Unterdessen war das persönliche Regime natürlich noch unmöglicher geworden, wie früher. Trotzdem versuchte Friedrich Wilhelm IV. es noch einmal, scheiterte aber so vollständig, daß sein Bruder gezwungen war, seine Stelle einzunehmen. Unter ihm feierte denn auch die Kamarilla ihre höchsten Orgien.

Auch der jetzige Kaiser denkt ein persönliches Regiment zu führen. Wie Bismarck sich einmal ausdrückte: er will sein eigener Reichskanzler sein. Auch an ihn drängt sich naturgemäß die Kamarilla heran. Die unfähigsten und politisch lächerlichsten Personen suchen Einfluß auf ihn zu gewinnen: Stöcker, dessen entsprechende dummschlaue Politik durch den bekannnten Scheiterhaufen-Brief entthüllt ist, in welchem er den Kaiser gegen Bismarck einnehmen will, „ohne daß er es merkt“, und Stumm, der auf einer Jagd den Kaiser „scharf machen“ will gegen uns und gegen Raumann und Wagner. Von sonstigen Intriguen der Kamarilla, zum Beispiel bei der Entlassung des Reichskanzlers Caprivi's, ist Genaueres noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Auch freie Verfassungen haben natürlich ihre Schattenseiten. Indessen haben sie doch das Gute, daß lichtscheue Intriganten nicht eine solche große Macht gewinnen können, wie wir sie bei einer so unfreien Verfassung haben, unter der wir jetzt stehen. Das persönliche Regime ist eben unmöglich geworden; es handelt sich nur darum, ob von Staatsmännern registriert werden soll, die für ihr und ihrer Beamten Verhalten dem Parlament verantwortlich sind, oder ob Hintertreppen- und Jagdpolitiker eine gefehlich unverantwortliche Thätigkeit ausüben dürfen.

Politische Mundschau.

Deutschland.

Dem Reichstage ist die am 20. September 1893 vereinbarte Zusagerklärung zu dem Internationalen Uebereinkommen über die Eisenbahnfrachttarife vom 14. Oktober 1890 zugegangen, welche den Beitritt weiterer Staaten regelt. Das Bedürfnis ist zunächst hervorgetreten, als im Januar 1893 das — Fürstenthum Monaco die Aufnahme in das Uebereinkommen beantragte.

Reichsgefeß über Irrenwesen. Die Freisinnige Volkspartei (Abg. Benzmann und Gen.) hat den Antrag eingebracht, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen die Aufnahme und Unterbringung von Patienten in Heilanstalten für Geisteskranke reichsgesetzlich geregelt wird.

Einstellung von Strafverfahren gegen die Parteigenossen Reichstagsabgeordneten Horn und Brühne ist von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion beantragt worden.

Das neue Zuckersteuergesetz. Die Zuckerhändler Hamburgs haben gegen das neue Zuckersteuergesetz protestirt durch den Vorstand des Vereins der am Zuckerhandel beteiligten Firmen Hamburgs. In der Denkschrift wird hervorgehoben, daß das Gesetz dem Ausland den Zucker

verbillige auf Kosten des einheimischen Konsums. — Ein entschiedener Gegner des Zuckersteuergesetzes soll der Oberpräsident von Posen, v. Wislawowicz-Möllendorff, sein. Derselbe sei, so berichtet die „Köln. Volksztg.“, bei seiner jüngsten Anwesenheit auch mit dem Kaiser über den Entwurf in Meinungsverschiedenheiten gerathen.

Ueber neue Instruktionen des bairischen Kriegsministers für die Wachmannschaften berichtet die „Münch. Neuesten Nachrichten“:

Auf Veranlassung des Kriegsministeriums werden zur Zeit alle Instruktionen jener Wachen, von denen einzelne Posten mit Wachmunition versehen sind, mit erweiterten Bestimmungen versehen, aus denen jene Posten mit Genauigkeit ersehen können, in welcher Weise sie gegen Personen, die sich in ihrem Verwahr befinden, von der Waffe Gebrauch machen dürfen im Gegensatz zu jenen Personen, die sich lediglich dem dreimaligen Holtruf des Postens gegenüber nicht folgiam erweisen. Es soll durch diese Erweiterung dahin gewirkt werden, daß Ueberschreitungen in der Ausübung der Waffe, wie sie mehrfach zu Veranlassungen Veranlassung gegeben haben, fernerhin ausgeschlossen bleiben und die Waffenanwendung — so weit nur immer möglich — sich auf die blanke Waffe beschränkt. Für die Strafanstalten ist die bezügliche Erweiterung der Wachinstruktionen im Einvernehmen mit den einschlägigen Anstaltsvorständen zu bewirken.

Die Instruktion der Wachmannschaften, zu schließen, wenn Jemand nach dreimaligem Zuruf nicht steht, bleibt hiernach in Kraft. Und das ist gerade diejenige Bestimmung, die am dringendsten der Reform bedürftig ist.

Ein „Vertrauensvotum“ hat der Hofprediger a. D. Stöcker von der konservativen Partei erhalten. Ueber die Form, in der dies geschah, berichtet die „Konf. Korrespondenz“:

„Der Vorstand der deutsch-konservativen Partei der Rheinprovinz hatte bei dem Vorstand des Wahlvereins der deutschen Konservativen beantragt, es möge durch eine öffentliche Erklärung die untrennbare Zugehörigkeit des Herrn Hofpredigers a. D. Stöcker zur konservativen Partei betont werden. Auf diesen Antrag hat der geschäftsführende (Eiser-) Ausschuß in seiner Sitzung am 2. d. M. einstimmig beschlossen: „daß dem Antrage nicht Folge zu geben sei, da eine Veranlassung zu der geforderten Erklärung nicht vorliege.“

Dieser Beschluß, der sich hochmüthig über alle Thatfachen hinwegsetzt, die in den letzten Monaten das Charakterbild Stöckers vervollständigen halfen, ist selbst den sehnsüchtig nach rechts schielenden „B. N. Nachr.“ zu stark. Sie bemerken dazu:

„Die konservative Partei gräbt sich durch einen solchen Beschluß selbst das Grab. Daß die Partei damit in offenen Gegensatz zu den Anschauungen des Kaisers tritt, denen der Monarch, wie der konservativen Reichstagsfraktion zweifellos bekannt ist, in der letzten Zeit bestimmten Ausdruck verliehen hat, wollen wir nur deshalb erwähnen, weil ein großer Theil der Konservativen einen solchen Gegensatz zu den Anschauungen des Königs als unzulässig zu erachten pflegt und bei vielen anderen Gelegenheiten danach gehandelt hat. Mit Herrn Stöcker in ihrer Mitte oder gar an ihrer Spitze macht die Partei sich aber auch zu jeder nachhaltigen politischen Aktion unfähig und sie wird diesen auffälligen Mangel an politischem Intellekt mit einer Einbuße des konservativen Einflusses in Preußen zu bezahlen haben, die wir im Interesse des Landes in hohem Grade bedauern würden. Das auffällige Festhalten der Konservativen an einem Manne mit so unkonserativen Ansichten und so unkonserativem Thun erweckt im Lande naturgemäß den Eindruck, daß man in jenen Kreisen aus mancherlei Gründen Bedenken trägt, Herrn Stöcker zu reizen.“

Wird schon so sein. Der geächtete Stöcker könnte für die konservative Partei ein ebenso böses Verhängniß werden, wie sein Freund Hammerstein es geworden ist. Abg. Radwancki, der gegen den Fehrn. v. Suene gewählte Reichstagsabgeordnete für Plesz-Rhynit, ist nach der „Gaz. Opolska“ in die Centrumsfraction aufgenommen worden.

Wie die Zweimilliardenschuld des Reiches entstanden ist, ergibt sich übersichtlich aus einer dem Reichstag jetzt mitgetheilten Denkschrift. Darnach sind seit 1875 Anleihekredite der Regierung realisiert worden: für das Reichsheer im Betrage von rund 1298 Millionen M., für die Marine im Betrage von 276 Millionen M.

ist, kommt nun mit keiner Gattin, die aus demselben Holz geschnitten ist, in das Haus der zukünftigen Schwiegereltern seiner Tochter. Da diese „auf Stand halten“ — sie sind Fabrikbesitzer — so ist ihnen das „plebejische“ Verhalten des alten Ahrendt natürlich recht unbecommt. Volkommene müssen sie zuschauen, wie der alte Ahrendt bei den erschienenen Verlobungsgästen Anstoß erregt. Sie sind entsetzt, weil sie befürchten, daß Ahrendt, der zu ihnen demnächst in nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten soll, alle bei „den Verlehrenden verschanden wird. Bevor das geschehen soll, wollen sie lieber die eben erst geknüpften zarten Bande ihres Sohnes mit Ahrendt's Tochter lösen. Schon sind sie dabei, die zarten Bande zu zerreißen, schon kommt Ahrendt's Tochter und sagt über die ihr von Fripens Mutter zugefügte Unbill, da ist es dem alten Ahrendt doch zu viel. Er macht sich auf, setzt Fripens Vater hart zu, und das Ende? Man kennt es: Frip und Toni bleiben vereint. „Herz ist Trumpf“ geblieben. — Vielleicht ist es interessant, etwas Weiteres über den Dichter und sein Werk zu erfahren. Die Personen sind, wenn wir recht unterrichtet sind, dem wirklichen Leben entnommen. Als Hintergrund mußte eine kleine medienburgische Stadt mit ihren strengen Standesbedingungen herhalten. Das Lustspiel ist vom Hamburger Stadttheater zurückgewiesen worden. Was hat das zu bedeuten? Das wissen die Götter. Vielleicht sind zu wenig pikante Kalauer drin. Das Lustspiel erlebte eine äußerst freundliche Aufnahme. Ein großes Lob verdienen die Darsteller, welche sich des Werkes überaus warm angenommen hatten. Allen voran Georg Thies als Wilhelm Ahrendt. Das war eine ganz prächtige Leistung. Herr Thies war so schlicht, so echt und so fein, daß er sich im Nu in die Herzen aller Zuschauer gespielt hatte. Mit Wilhelm Ahrendt steht und fällt das Lustspiel. Wenn also die Vorstellung derartig gut ausgefallen ist, so darf Herr Thies getrost einen Ehrenantheil für den Inhalt der Inszenierung übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

für sich beanspruchen. Auch Fr. Währ (Noëmie) war allerliebste Sie verstand geschickt zu plaudern und war auch sonst „stark“, wie man hier im Norden zu sagen pflegt. Zu dem kleinen Lechtel mechtel mit Dr. Senger (Theo), der vortrefflich dabei assistierte, übertraf Fr. Währ sich selbst. Auch alle übrigen thaten wacker mit. Wollten wir jeden würdigen, so müßten wir einfach den ganzen Beutel abschreiben.

Neueste Nachrichten.

Genoa. Es wird berichtet, daß der Dampfer „Chateau Yquem“ untergegangen ist. Das Schiff ist am 8. November mit 700 Italienern (Ackerbauarbeitern), die von einem amerikanischen Millionär, Austin Corbin, für eine Kolonie in Arkansas geheuert waren, nach New-Orleans abgegangen; dort war es bereits am 26. Novbr. fällig.

Potsdam. Die Verhandlung gegen den Professor Wehlan vor der Disziplinarkammer ist vertagt worden.

Herford. Nach der amtlichen Feststellung erhielt der Bürgermeister Quentz 8958 und Dr. Weihe 8626 Stimmen.

Briefkasten.

H. N. Wir finden das Gedicht zum Ausdruck wenig geeignet, weil es den Anlaß, aus welchem es verfaßt wurde, etwas zu verschwommen zum Ausdruck bringt. Gruß!

J. B. Die letzte Volkszählung war im Jahre 1890, und im Jahre 1892, wie Sie irrtümlich meinen. Im Jahre 1890 hatte 69 172 Einwohner.

Streuhaus-Behaupt.

Hamburg, 9. Dezember

Der Schweinehandel verlief flau. Zugeliefert wurden 1180 Stück, davon vom Norden — Et vom Süden — Stück. Preise: Verkaufsschweine schwere 42—45 M., leichte 44—45 M., Satten 34—38 M. und Ferkel 42—45 M. pr. 100 Wd.

Angelkommene und abgegangene Schiffe in Travemünde.

Angelkommen:
Montag, den 9. Dezember.
11,45 V. Anna Christine, Hagelstein, von Neustadt in 12 Stb.
12,10 N. D. Wiborg, Karsbedt, von Wiborg in 4 1/2 Tg.
Dienstag, den 10. Dezember.
4,45 V. D. Deutschland, Döhlen, von Riga in 50 St.
5,40 V. D. Dernen, Holm, von Nyssed in 6 Stb.
7,50 V. D. Straßburg, Hinz, von Reval in 5 1/2 Tg.
Abgegangen:
Montag, den 9. Dezember.
11. N. Amor, Hansen, nach Landskrone.
2,20 N. D. Montrose, Jettes, nach Alth.
Dienstag, den 10. Dezember.
2,45 V. D. J. B. Dillberg, Bergh, nach Kopenhagen.
8,55 V. D. Stella, Langhaus, nach Hamburg.
Wind und Wasserstand in Travemünde 8 Uhr. V: 6,62 WSW., schwach.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im „Lübeker Volksbote“ inserieren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Zum Kuchenbacken
empfehle:
Feinstes Weizenmehl
Prima Van'schen Kuchenreup
Prima neue Succade
Prima neue Orangenschale
sowie sämtliche Gewürze, ganz und gemahlen, in nur prima Qualitäten und garantiert rein.

A. J. H. Fick, Wafenstr. 5c.
Fernsprecher 510.

Gute Eier, per Stück 7 Pfg.
Frische Meiereibutter, Pfd. 1, 1,10 M.
ff. Margarine, Pfd. 60, 65 u. 70 Pfg.
Geräucherter Landmettwurst, Pfd. 1 M.
Rauchfleischstücke, Pfd. 75 Pfg.
Fett, u. durchw. Speck, Pfd. 60 u. 70 Pfg.
ff. Tisiter Käse, Pfd. 45, 60, 80 Pfg.
ff. Schmalz, Pfd. 45 und 55 Pfg.
ff. Griebenschmalz, Pfd. 60 Pfg., empfiehlt
J. C. W. Bloss, J. F. D. Götke Nachf.,
Kupfer Schmiedestraße 7.

Schönertücher (Sendel)
nur gute haltbare Tücher von 20 Pfg. an. [5518]
Obertrave 8. Ludw. Hartwig.

Selbst gefertigte Möbel
jeder Art
von den einfachsten bis zu den besten,
ganze Aussteuer
von 125 Mark an
empfehlen
Folckers Möbel-Magazin
25 Markstraße 25.

A. L. Mohr's FF Margarine
1 H. Steinguteller mit 1 Pfd. 70 Pfg.
1 gr. do. do. 2 Pfd. M. 1,40
bei [5517] **Ludw. Hartwig.**

Schweinefleisch
Pfd. 50 Pfg.
Karbonade
Pfd. 60 Pfg.
Flecken Gesalz. Schweinefleisch
Pfd. 60 Pfg. Pfd. 50 Pfg.
Dicke Rippen, Pfd. 55 Pfg.
W. Strohsfeldt, Glockengießerstraße 73.

Empfehle mich mit selbstangefertigten Rajen, Blousen, Hemden, leinenen Schlachtershirts, Arbeiter-Hosen u. s. w.
Bemerkte noch, daß ich nicht für andere Geschäfte arbeite.
Frau Guldner,
Engelsgrube 93.

Lagler's Feueranzünder
Packet 10 Pfg. empfiehlt [5519]
Obertrave 8. Ludw. Hartwig.

Ehrenerklärung!
Ich nehme hiermit die am 14. Novbr. 1895 von mir gegen Herrn Gastwirth Neumann gethanene Beleidigung zurück.
Julius Schönberg.

Weihnachts-Ausstellung.
Unterzeichneter empfiehlt sich einem geehrten hiesigen und auswärtigen Publikum mit
allen Sorten Kuchen und Pfeffernüssen
alles in reichhaltiger Auswahl und bekannter Güte.
Um geneigten Zuspruch bittend, zeichne Hochachtungsvoll [6066]
Engelsgrube Nr. 54. Wilhelm Göbel.

Cigarren in allen Preislagen, im Verhältnis zur Qualität sehr billig, hübsche Aufmachungen in 1/10, 1/20 und 1/50 Kisten. [6071]
Obertrave 8. Fernsprecher 349. **Ludw. Hartwig.**

Soeben wieder eingetroffen:
Neue Sendung
„Frankenbräu“
in bekannter schöner Qualität, in allen Maßgrößen von 20 Litern ab an.
Bestellungen darauf bitten an unsern General-Vertreter Herrn
Martin Müller, Lübeck, Königstraße 59,
zu richten.
Erste Bamberger Export-Bierbrauerei „Frankenbräu“,
Bamberg, Bayern.

Ober 1000 Bildertafeln und Kartonbellagen.
MEYERS = Soeben erscheint =
in 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
17,500 Seiten Text, 272 Hefte zu 50 Pfg., 17 Bände zu 8 Mk., 17 Bände in Halbbdr. gebunden zu 10 Mk., 158 Farbentafeln.
Probhefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
KONVERSATIONS-LEXIKON
10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Soeben eingetroffen und durch die Expedition des Lübecker Volksboten zu beziehen:
Passendes Weihnachtsgeschenk!
Bilderbuch
für große und kleine Kinder.
Preis 75 Pfg.
Bestellungen werden von den Kolporturen jederzeit entgegen-
genommen und prompt ausgeführt.

Frische Meierei-Butter
1 Pfund 1 Mk.
H. Wiedow, Engelsgrube 34.
H. Kock, Schneider, Lohberg 39
empfehlen sich zu allen in seinem Fache vorkommenden Arbeiten.
Unter alte emailirte Töpfe u. werden neue email. Büden unter Garantie der Haltbarkeit gesetzt.
Alfstraße 27, 1. Etage.

Als passendes Weihnachtsgeschenk! Freizeichnungen nach Photographie, sowie Anfertigung von Namensschildern u. Sprüchen auf Glas.
Lünenhofen 30, 2. Etage.
Ein Tisch und ein Spielnäbsten
2 St., billig zu verkaufen. Mittelstraße 5.
Verloren eine Grabatten-Nadel (Montag. Berloren O G) in der Nacht von Sonntag auf Montag vom Conforbia-Garten nach der Catharinenstr. Geg. Bel. abzug. Markstraße 1.

Zur Schlachtzeit empfehle
sauber gereinigte getrocknete [5515]
Schloß- u. Kranz-Ninderdärn
sowie ganze und gem. Gewürze.
Obertrave 8. **Ludw. Hartwig.**
Auction!
am Mittwoch den 11. Dezember, Morgens 9 1/2 Uhr, in der Handstrasse 41 ab diverse Mobilien, als:
1 Waschtisch mit Marmorplatte, 1 Tafelservic, Clavier, ferner Wasen, Haarbesen, Pfaffenbesen, Kleidenwaschschüssel, Parfüme, Regenmesser, Porzellanmales, Cigarren-Etuis, ca. 50 Flaschen Sherri, 500 Pfund Pflanzen, Schmuckstücke ein Posten getragene Kleidungsstücke und ein Posten sehr gute Cigarren u. v. N. m.
J. C. B. Schmehl,
Auctionator und Taxator.
Zu vermieten zum 1. Jan. eine Barterwohnung, Preis 280 Mark.
Näheres Nismardstraße 15, 2. Etage.
Eine 1. Etage, 2 Zimmer nach vorne, eine kleine Barterwohnung mit Pferdebestallwerkstatt zu vermieten. Johannistr. 63.

Achtung!
Holzarbeiter
Mitglieder-Versammlung
am Mittwoch den 11. Dezember, Abends 8 1/2 Uhr,
bei Lecke, Lederstrasse.
Tages-Ordnung:
Stellungnahme zu der Arbeits-Einstellung der Tischler bei den Mitgliedern des Bundes der Maurer und Zimmermeister.
NB. Das Erscheinen sämtlicher Kollegen ist dringend notwendig.

Das
Riesen-
Spezialitäten-Dom-Programm
in der
Neuen Welt
wird
Jedermann
bewundern.

Friedrich-Franz-Halle
Mittwoch den 11. Dezember:
1. Familien-Abend.
Anfang 7 Uhr. Ergebnis F. Holst.
Tivoli. Tivoli.
Mittwoch den 11. Dezember 1895:
Ein Sträußchen aus Frip Reuter's Garten.
Charakterbilder mit Gesang in 4 Abteilungen.
Gewöhnliche Preise. — Bonus gültig.
Kasseneröffnung 7 Uhr. Anfang 8 Uhr.

Stadtheater in Lübeck.
Mittwoch den 11. Dezember:
45. Abonnements-Vorstellung. 3. Serie: Grün.
(Die 44. Abonn.-Vorst., 2. Serie: Braun findet Donnerstag statt).
Anfang 7 Uhr. Schauspielpreise.
Herz ist Trumpf.
Ich heirathe meine Tochter.
Donnerstag: Der Militärstaat.
Jugendliebe.

Wie soll die Beleuchtung unserer Lampen beschaffen sein?

Von Dr. Otto Gotthilf.

(Nachdruck verboten.)

„Es freue sich, wer da athmet im rothigen Licht!“ Dieser Ausspruch des Schillerschen, aus den dunklen Tiefen der Charybdis zum Tageslicht emporsteigenden Tauchers kommt einem unwillkürlich in die Erinnerung, wenn man sich der Sonnenwende des kürzesten Tages im Jahre immer mehr nähert, wo fast nur acht Stunden lang, von Morgens acht bis Nachmittags vier Uhr das natürliche Licht, zur Geltung kommt, oft noch verbüßert und verdunkelt durch „der Straßen quetschende Enge.“ Da tritt dann wieder die künstliche Beleuchtung in ihr Recht. Glücklicherweise wird diese der natürlichen an Güte immer ähnlicher in Folge der großen Ansprüche, die man heutzutage zu stellen pflegt. Früher war man trotz der großen Mangelhaftigkeit der Beleuchtung in seinen Wünschen viel bescheidener. Als Beweis diene ein wenig bekannter Vers von Goethe. In seinen Sprüchen und Reimen, deren Entstehungszeit nicht genau bekannt ist, Druckjahr wahrscheinlich 1815 — sagt er:

„Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Bugen brennten.“

Eine größere Erfindung in Betreff der künstlichen Beleuchtung wünschte also Goethe nicht. Die Dunkelheit der Kerze scheint ihn weniger genirt zu haben, als die Unbequemlichkeit des Bugen. Welche Ansprüche stellen dagegen wir heute an die künstliche Beleuchtung! Die Talglüster sind verbannt, die Dellampen sind den Petroleumlampen gewichen, die schwarzen Steinkohlen holen wir aus dem dunklen Schoß der Erde hervor, um ihnen das hellleuchtende Gas zu entziehen, durch das elektrische Licht wird die Nacht fast in den Tag verwandelt, und immer noch bemühen sich die Techniker, den gesteigerten Ansprüchen der „mehr Licht“ wünschenden Menschheit gerecht zu werden. Ist aber mit diesem mächtigen Aufschwung in der Technik der künstlichen Beleuchtung auch die gesundheitliche Vervollkommnung derselben gleichen Schritt gegangen? Von wie hoher Bedeutung diese Frage ist, wird jeder einsehen, wenn er bedenkt, daß fast alle Menschen im Winter vier bis acht Stunden in Arbeits-, Wohn- und Vergnügungsräumen auf künstliche Beleuchtung angewiesen sind. Deshalb wollen wir uns jetzt einmal die verschiedenen Beleuchtungsarten in ihrem Einfluß auf die Gesundheit näher ansehen.

Am wenigsten braucht heutzutage noch über zu geringe Helligkeit geklagt zu werden. Ist dies aber wegen falsch angebrachter Sparsamkeit der Fall, so helfe man diesem für die Augen höchst nachtheiligen Zustande durch mehr Lichtquellen schleunigst ab. Denn bei ungenügender Beleuchtung müssen wir uns den Gegenständen, z. B. einem Buche, mehr nähern, um sie zu erkennen, und durch nichts wird die Kurzsichtigkeit in höherem Grade begünstigt als durch andauerndes Nahsehen. Auch ist es eine uralte Erfahrung, daß wir unsere Augenmuskeln beim Lesen,

Schreiben usw. um so mehr anstrengen, je schlechter die Beleuchtung ist. Nun haben aber viele Tausende von Untersuchungen an Schülern durch Professor S. Cohn in Breslau ergeben, daß mit dieser zunehmenden Anstrengung die Zahl der Kurzsichtigen und der Grad der Kurzsichtigkeit bedeutend steigt. Und daß die Kurzsichtigkeit nicht nur ein unangenehmes Gebrechen, sondern auch in ihren weiteren Folgen bei höheren Graden eine wirklich ernsthafte Krankheit ist, da sie zu Augentrübungen, Blutung und Ablösung der Netzhaut führen kann, lernen leider viele an sich selbst erkennen. Daher stellt die Gesundheitslehre die Forderung, daß selbst bei den besten Gas- und Petroleumlampen das Buch beim Lesen und Schreiben nicht weiter als einen halben Meter von der Lampe entfernt sein soll. Möchten dies doch alle Eltern beherzigen und ihren Kindern für das Anfertigen der häuslichen Arbeiten möglichst reichliche Beleuchtung verschaffen, sie mit Licht geradezu überschwemmen. Dr. Javal sagt: „Il n'y a donc jamais trop, il n'y a jamais assez de lumière artificielle.“ (Man kann nie zu viel, man kann sogar nie genug Beleuchtung haben.)

Eine sehr nachtheilige Wirkung übt das zuckende Licht aus. Wenn nun eine Flamme zuckt, so wechselt die Beleuchtungsintensivität außerordentlich schnell; unsere Netzhaut ist aber um so empfindlicher gegen Lichtunterschiede, je greller und rascher dieselben sind. Ich erinnere an die höchst lästige Empfindung, die wir haben, wenn wir an einem Staketenzaun vorübergehen, der von der Sonne beschienen wird. Man weiß auch allgemein, wie unangenehm blendend es ist, wenn am Abend nach einem gemüthlichen Blaudeckstündchen in der Dämmerung plötzlich die Lampe angezündet wird. Solche schädliche, schnell wechselnde Lichtunterschiede zeigen namentlich die flackernden Kerzen und offenen Gasflammen (Schnittbrenner). Leider finden sich letztere noch vielfach in Restaurationen, in denen man doch auch Zeitungen liest. Hier wären Rundbrenner mit Cylindern und Glöcken, die ein ruhiges gleichmäßiges Licht auf die Lesenden werfen, bringend wünschenswert. Diese können nur dann zucken, wenn Wasser in die Röhren der Gasleitung gelangt ist. Petroleumlampen dagegen zucken, wenn sie ordentlich gereinigt sind, nie. Sehr störend wirkt oft das Zucken des elektrischen Lichtes. Es tritt dies nach Ansicht der Techniker in dem Momente ein, wo bei der Dynamomaschine die Nacht des Niemens auf die Welle kommt, so daß ein aufmerksamer Beobachter die Tourenzahl des Motors zählen kann. Bei Anwendung von Batterien zucken sie aber nicht, ebensowenig wie die Glühlampen beim Gebrauch von Akkumulatoren, und diesen letzteren gehört ja doch wohl die Zukunft.

Welchen Schaden erfährt nun der Mensch durch eine zu heiße Beleuchtung? Durch die vom Lichte ausströmende Hitze wird zunächst die Feuchtigkeit, welche den vorderen Theil des Auges bedeckt, zu schnell verdunstet, es tritt ein Gefühl von Trockenheit und Brennen im Auge ein. Aber nicht nur das Auge, sondern auch der ganze Kopf wird erhitzt und es entsteht Kopfschmerz, der schließlich am Weiterarbeiten hindert. Namentlich beim Gaslicht ist die Wärmestrahlung sehr hoch und beträgt durchschnittlich doppelt so viel als beim Glühlicht. Denkt

man sich nun ein niedriges Komptoir oder Bureau, in welchem oft zehn und noch mehr Leute meist zwei an einer dicht über dem Tisch hängenden Gasflamme arbeiten, so ist es sehr erklärlich, daß diese über heißen Kopf und kalte Füße, Augenschmerzen, Nervenunruhe und dergleichen klagen. Die stark erhitze und austrocknende Strahlung unmittelbar auf den Kopf erzeugt eine ungleichmäßige, naturwidrige Vertheilung des Blutes, indem die Füße blutleer und kalt werden der Kopf dagegen blutvoll und heiß wird. Auch auf das Entstehen der Kahlköpfigkeit ist dies ganz entschieden von großem Einfluß. Eine günstige Wirkung nach dieser Richtung hin üben nun farbige Glöcken und Schirme aus. Und zwar halten sie von der ausgestrahlten Wärme zurück; violett 47 Prozent, lebhaft roth 53, hellblau 58, apfelgrün 74 und dunkelblau 81 Prozent. Also ist dunkelblau am meisten zu empfehlen. Die Hauptsache aber bleibt stets, den Kopf nicht zu dicht an die Arbeitslampe zu bringen.

Durch ihre Verbrennungsprodukte wirken die Beleuchtungsmaterialien auch auf unser Allgemeinbefinden schädigend ein. Am nachtheiligsten hierbei ist die Bildung von Kohlensäure und die Verschlechterung der Zimmerluft durch Verbrauch von Sauerstoff. Wie viel Kohlensäure durch die Beleuchtung an den langen Winterabenden sich ansammelt, können wir daraus ersehen, daß durch das Verbrennen von nur einem Dezimeter einer gewöhnlichen Stearinlerze schon 47 Liter der giftigen Kohlensäure erzeugt werden. Allerdings ist die Luftverunreinigung durch Kerzen siebenmal so groß als durch Petroleum, und beinahe doppelt so groß wie durch Leuchtgas. Aber auch eine Gasflamme mit fünf Kubikfuß stündlichem Verbrauch produziert neun- bis fünfzehnmal so viel Kohlensäure als ein erwachsener Mensch. Am schädlichsten wirken Flammen jeder Art dann, wenn sie flackern, wobei unvollkommene Verbrennungsprodukte der Luft beigemischt werden. Petroleumlampen darf man nie zu hoch oder zu niedrig schrauben und muß sie stets sehr rein halten, sonst verunreinigen sie die Luft in hohem Maße und schädigen die Athmungsorgane. Bei Leuchtgas kommt dazu noch der Uebelstand, daß es bei schlechter Anlage oder nachlässiger Behandlung direkt aus der Leitung ins Zimmer strömen kann. Deshalb sollte es in Schlafstuben nie benützt werden. Kerzen jeder Art, welche nur ausgeblasen, nicht auch ausgedrückt, noch im Docht weiter glimmen, tragen namentlich zur Vergiftung der Luft bei. Dieser Dochtduft entwickelt nämlich Kohlensäure, Kohlenoxyd und einen brenzlichen Stoff, das sogenannte Krolein, welches letzteres auch schon weniger empfindliche Nasen recht widerlich berührt. Von seiner geradezu furchtbaren Wirkung bietet folgender, durch Dr. Valentin in einer gerichtlich-medizinischen Zeitschrift veröffentlichter Fall ein Beispiel. Eine Gesellschaft von Bechern neckte den in der Ecke eingeschlafenen Kellner damit, daß sie ihm den Qualm eines frisch ausgeblasenen Kerzenlichtes unter die Nase hielt. Der Kellner beschränkte sich aber nicht darauf, worauf es abgesehen war, nämlich „Gesichter zu schneiden“, sondern verfiel in Krämpfe und starb.

Nachdem wir nun die künstliche Beleuchtung in ihrem Einfluß auf die Gesundheit in jeder Beziehung betrachtet

Die Frau von dreißig Jahren.

H. de Balzac nachzählt.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wenn mich dieser junge Mann indessen gar nicht liebte?“

Dies war der letzte aller Gedanken, die sie sich machte. Bei der Ankunft zu Orleans wurde ihre Postkaise von den Preußen angehalten, in den Hof eines Gasthauses geführt und von Soldaten bewacht. Widerstand war unmöglich. Die Fremden bedeuteten den drei Reisenden durch gebieterische Zeichen, daß sie den Befehl erhalten hätten, Niemanden aus dem Wagen steigen zu lassen. Ungefähr zwei Stunden lang blieb die Gräfin weinend als Gefangene unter den Soldaten.

Endlich sah sie, wie sie sich mit einer Art Ehrfurcht von dem Wagen entfernten, und vernahm zugleich das Traben mehrerer Pferde. Bald umringte eine Schaar fremder höherer Offiziere, an deren Spitze ein österreichischer General stand, die Postkaise.

„Madame,“ sagte der General zu ihr, „nehmen Sie freundlichkeit unsere Entschuldigungen an; ein Versehen ist vorgefallen, und hier ist ein Paß, der Sie von nun an vor jeglichen Unannehmlichkeiten schützt.“

Zitternd nahm die Gräfin das Papier an und stammelte einige nichtsjagende Worte. Neben dem General erblickte sie und zwar in der Uniform eines englischen Offiziers Arthur, dem sie ohne Zweifel ihre schnelle Befreiung verdankte. Eben so freudig wie wehmüthig wandte der junge Engländer den Kopf ab und wagte Julie nur verstohlen anzublicken. Dort dem Paße gelangte Frau von Aiglemont ohne ärgerliches Abenteuer nach Paris. Dort fand sie ihren Mann wieder.

Kurz darauf stieß der armen Julie ein Unglück zu,

das auf ihr Leben Einfluß ausüben sollte; sie verlor die Gräfin von Listomere-London.

So war den die Person gestorben, der ihr Alter das Recht gab, Viktor aufzuklären, die einzige, die durch geschickte Rathschläge eine vollkommene Eintracht herzustellen im Stande war. Julie fühlte die ganze Bedeutung dieses Verlustes. Sie stand jetzt ihrem Manne allein gegenüber. Aber jung und schüchtern, mußte sie anfangs lieber leiden als klagen. Die Vollkommenheit ihres Charakters selbst setzte sich dem entgegen, daß sie sich ihren Pflichten zu entziehen oder zu versuchen wagte, nach der Ursache ihres Nimmers zu forschen, denn derselben entgegenzutreten, wäre etwas zu Mißliches gewesen; Julie hätte gefürchtet, ihre jungfräuliche Scham zu verletzen.

Ein Wort nun über die Schicksale des Herrn von Aiglemont.

Kommen nicht viele Menschen vor, deren völlige Nichtigkeit den meisten Menschen, die sie kennen, ein Geheimniß ist? Ein hoher Rang, eine vornehme Abkunft, wichtige Ämter, eine gewisse äußere Feinheit, eine große Zurückhaltung im Benehmen, oder der glänzende Zauber des Vermögens dienen ihnen gleichsam als Wächter, die ihr innerstes Wesen gegen die Kritik schützen. Solche Leute gleichen Königen, deren wahrer Wuchs, Charakter und Sitten weder genau gefasst noch richtig gewürdigt werden können, weil sie nur aus zu großer Ferne oder zu großer Nähe gesehen werden können.

Solche Personen von künstlichem Werthe fragen, anstatt zu reden, besitzen die Kunst andere in Scene zu setzen, um zu vermeiden, selbst hervorzutreten; ferner ziehen sie jeden an dem Faden seiner Leidenschaften oder seiner Interessen, und treiben auf solche Weise mit Menschen ihr Spiel, die ihnen wirklich überlegen sind, machen Marionetten aus ihnen und halten sie für gering, weil sie sie bis zu sich herabgezogen haben. Dann erhalten sie den natürlichen Triumph eines beschränkten aber steten

Gedanken über die Kastlosigkeit großer Gedanken. Auch muß der Beobachter, um diese hohlen Köpfe zu beurtheilen und ihren Werth zu würdigen, einen mehr listigen, als überlegenen Geist besitzen, mehr Geduld als Gesichtswerte, mehr Feinheit und Takt als Erhabenheit und Größe der Ideen.

Was für Geschicklichkeit diese Usurpatoren aber auch bei Vertheidigung ihrer schwachen Seiten entfalten mögen, so ist es ihnen nichtsdestoweniger sehr schwer ihre Frauen, ihre Mütter, ihre Kinder oder den Hausfreund zu täuschen; aber diese Personen bewahren ihnen fast immer das Geheimniß über eine Sache, die gewissermaßen die gemeinsame Ehre berührt, und oft unterstützen sie sie sogar, die Welt zu täuschen. Wenn nun dank dieser häuslichen Verschwörungen viele Dummköpfe für überlegene Menschen gelten, so gleichen sie die Zahl überlegener Menschen aus, die für Dummköpfe gelten, so daß der soziale Körper stets die nämliche Menge scheinbarer Kapazitäten umfaßt. Wenn man nun an die Rolle denkt, die eine Frau von Geist und Gefühl einem Manne dieser Art gegenüber spielen muß, wird man dann nicht schmerzreiche und ergebnisvolle Leben wahrnehmen, deren liebevolle und zartfühlige Herzen nichts hienieden zu entschädigen vermögen?

Es kann vorkommen, daß sich aus einer so schrecklichen Lage ein starkes Weib durch ein Verbrechen zieht, wie es Katharina II. that, die nichtsdestoweniger die Große genannt wurde. Da aber nicht alle Frauen auf einem Throne sitzen, so weihen sich die meisten häuslichen Leiden, die trotz der Verborgenheit, in der sie sich abspielen, nicht weniger schrecklich sind. Diejenigen, welche hienieden unmittelbar auf ihre Leiden bezügliche Tröstungen suchen, vertauschen oft nur ihre Schmerzen, wenn sie die Geseze zu Gunsten ihrer Freuden verletzen. Diese Gedanken sind auf Juliens geheime Geschichte sämmtlich anwendbar. So lange Napoleon auf dem Throne war,

haben, kommen wir zu dem günstigen Ergebnis, daß fast alle Gesundheitschädlichkeiten durch Vorsicht und Aufmerksamkeit verhindert werden können. Am leichtesten wird uns dies bei der neuesten Beleuchtungsart, dem elektrischen Lichte gemacht. Und ob nicht vielleicht in Zukunft eine technisch und hygienisch bessere künstliche Beleuchtung erfunden werden wird? Jedenfalls giebt es unendliche Bedürfnisse des Menschen nach Licht, sein unstillbarer Licht Hunger eine immerwährende Anregung zur Ergründung und Auffindung neuer Lichtquellen. Schon die griechische Mythe erzählt uns, wie Prometheus im Drange nach dieser herrlichen Naturgabe aus dem Olymp das Feuer entwendete und somit das erste künstliche Licht auf die Erde brachte. Und wahrlich, wir Epigonen sind noch von demselben Drange besetzt, auch wir rufen mit Göthe: „Mehr Licht!“

Soziales und Partei-Leben.

Gegen die Schriftsteller Genossen Kurt Baake und Heinrich Luz wurde gestern vor der zweiten Strafkammer eine Anklage wegen Beleidigung durch die Presse verhandelt. Im November v. J. erschien im Verlage des „Vorwärts“ eine Broschüre, welche das Protokoll über die Verhandlungen des im Oktober zu Frankfurt a. M. stattgehabten sozialdemokratischen Parteitagess enthielt. Es war darin unter anderen eine Rede wiedergegeben, welche der Friseur Gen. Seige aus Pöhlneck auf dem Parteitage gehalten hatte. Er beklagte sich über die mangelhafte Fabrikrevision im Meiningischen. Sie hätten dort nur einen Fabrikinspektor, ein alter Herr, der etwa alle acht Jahre einmal nach den von seinem Wohnort entfernt liegenden Ortschaften komme, um zu revidiren. Er fahre mit einem alten Schimmel durchs Land, weil er sich fürchte, die Eisenbahn zu benutzen und er lasse bei der Revision den Betrieb einstellen, weil er befürchte, von einem Treibriemen erfaßt zu werden. Durch diese Mittheilung fühlte sich der Berggrath Volkhardt, der als einziger Fabrikinspektor im Meiningischen den Artikel auf sich beziehen konnte, beleidigt. Auf den von der Meiningischen Regierung gestellten Strafantrag wurde zunächst der Expedient Glocke, der auf der Broschüre als Verleger bezeichnet war, zur Verantwortung gezogen. Als die Hauptverhandlung gegen ihn stattfand, nannte er die jetzigen Angeklagten als diejenigen, welche die Broschüre aus Berichten im „Vorwärts“, welche sie über den Parteitag geliefert, zusammengestellt hatten. Glocke mußte deshalb freigesprochen und das Verfahren gegen Baake und Luz eröffnet werden. Die Beschuldigten gaben zu, in der beschriebenen Weise thätig gewesen zu sein. Staatsanwalt Diez hielt die Angeklagten für die eigentlichen Verfasser, welche die beleidigende Rede Seiges hätten ausmerzen sollen, anstatt sie zu veröffentlichen. Durch die Herstellung des gedruckten Manuskripts und dessen Ueberslieferung an den Verleger hätten sie sich auch an der Verbreitung betheiligt. Der Bertheidiger N.-A. Heine plaidirte auf Freisprechung, da die Angeklagten nur eine vorbereitende Thätigkeit entfaltet und zur Verbreitung nicht beigetragen hätten. Der Gerichtshof trat bei Ausführung des Staatsanwalts bei und verurtheilte die Angeklagten zu je drei Monaten Gefängnis.

Deutsche Genossen im Auslande. Die deutschen Sozialdemokraten in Basel hielten dieser Tage einen General-Appeal ab. Es fehlte wohl mancher von der „alten Garde“, die unter dem Sozialistengesetz der Partei von hier aus so gute Dienste geleistet hat; aber die Lücke ist von jungen, thätigen Genossen mehr als ausgefüllt worden. Wohl gegen 200 hatten sich eingefunden, um Protest zu erheben gegen die neuesten Maßregeln der preussischen Regierung. Alle waren sie einig daß nun die Zeit der Ruhe vorüber und nun auch für die Ge-

nossem im Auslande die Zeit gekommen sei, wieder thätig in die Agitation einzugreifen. Mit Begeisterung und Einmüthigkeit wurde eine aus der Mitte der Versammlung eingebrachte Resolution angenommen, welche folgendenmaßen lautet:

„Die heutige Versammlung deutscher Sozialisten in Basel sendet ihren Brüdern in Deutschland ihre vollste Sympathie zu ihren neuen Kämpfen und verpflichtet sich, mit allen Kräften ihre deutschen Brüder in jeder Beziehung zu unterstützen.“

Das Verkehrslokal der Mitgliedschaft deutscher Sozialisten befindet sich im Hotel „Weißes Kreuz“, woselbst alle 14 Tage eine Mitgliederversammlung stattfindet.

Ein Kongreß deutscher Textilarbeiter findet Ostern 1896 in Napolba statt. Der Zentralvorstand des „Verbandes deutscher Textilarbeiter“ erläßt bereits jetzt einen Aufruf zur Wahl der Delegirten. Der Kongreß wird auch Stellung zu dem internationalen Textilarbeiter-Kongreß nehmen, der in Noubaiy (Frankreich) abgehalten werden soll.

Aus Nah und Fern.

Eine Entführungsgeschichte beschäftigt zur Zeit die Oeffentlichkeit in Bielefeld in hohem Maße. Vor etwa Jahresfrist hatte ein 18jähriges, hübsches Mädchen, die Tochter eines Gemüthshändlers Z., die Bekanntschaft eines älteren, wohl Mitte der 30er Jahre stehenden, feingekleideten Mannes gemacht, mit dem sie sich kürzlich verlobte. Nur hin und wieder weilte der Mann in Bielefeld. Auf sein wiederholtes Drängen sollte nun die Hochzeit sein, und zwar, wie der Bräutigam wünschte, in England. Mutter und Tochter willigten schließlich ein und man reiste gemeinsam nach England. Dort verstand der Mann es, die nichts Böses ahnende Schwiegermutter zu bewegen, die Heimreise nach Deutschland sofort und allein anzutreten. Eine Nachricht erhielten die Eltern nicht mehr, trotzdem der Mann versprochen hatte, sofort zu telegraphiren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das junge Mädchen einem Mädchenhändler in die Hände gerathen ist.

Leipzig. Für die Stelle eines Oberreichsanwalts beim Reichsgericht in Leipzig, welche durch den Tod des bisherigen Oberreichsanwalts Tessendorf vakant geworden ist, soll der Senatspräsident am Kammergericht Groschuff in Aussicht genommen sein. Derselbe war früher Erster Staatsanwalt am Landgericht in Celle.

Eine „zeitgemäße“ Strafe. Der Handlanger Josef Weierbroich aus Biersee hatte einen Maschinenschlosser aus demselben Orte wegen Majestätsbeleidigung denunzirt. W. hatte den Denunzianten in einer Wirthschaft belästigt und war von ihm mit einer nicht gerade höflichen, von entsprechender Geste begleiteten Redensart zurückgewiesen worden. Nun hingen an der gegenüberliegenden Wand die Bildnisse des Kaiserpaars. Das gab W. den Gedanken ein, Worte und Bewegung seines Gegners als gegen jene Bilder gerichtet zu bezeichnen. Der Sachverhalt wurde bald klargestellt und Weierbroich wegen falscher Anschuldigung unter Anklage gestellt. Das Gericht in Krefeld verurtheilte ihn zu 4 Monaten Gefängnis. Hoffentlich verfehlt die Strafe auf andere Denunzianten ihre Wirkung nicht!

Bestialisches aus einem Zirkus. Man schreibt aus Paris: Etwa 300 Personen, darunter auch einige Damen, hatten sich im Winter-Zirkus auf die Einladung des Direktors Franconi eingefunden, um dem Ringkampf des türkischen Athleten Jussuf, Champion des Impressario Doublière, und des gleichfalls türkischen Ringkämpfers Kara-Amet, Champion des Impressario Tom Canon und Pierri, beizuwohnen. Die Herrschaften waren von vorn-

herin darauf vorbereitet worden, daß es diesmal ernst hergehen werde, da der Einsatz nicht nur zweitausend Franks, sondern auch ein glänzendes Engagement für den Sieger wäre. Um 5 Uhr betraten die beiden Kämpfer, die bis auf eine grünlederne Schwimmhose völlig nackt und mit Del eingerieben waren, die mit einem Tuche bedeckte Arena, und bald lag der Jussuf mit seiner gewaltigen Körpermasse auf dem Rücken des schlankeren und geschmeidigeren Kara-Amet, der Arm und Bein angezogen hielt, um nicht umgekehrt zu werden. Drei Viertelstunden währte dieses ekelhafte Schauspiel, während dessen Jussuf seinen Gegner langsam zu erdrücken suchte. Sein Körper rührte sich kaum; man sah nur seine Hände in die Weichen seines Gegners eindringen und zwischen die Haut und das Leder der Schwimmhose sich zwängen, um Kara-Amet das Athmen zu benehmen. Da plötzlich gab Kara-Amet nach und fiel platt zu Boden. Jussuf sprang auf, fiel auf ihn zurück, um ihn gegen den Erdboden zu drücken. Langsam und methodisch glitt er bis zum Kopfe Amets, den er 20 Mal hintereinander auf den Boden schlug, worauf er den rechten Arm unter den Hals seines Gegners schob und ihm die Kehle zusammenzuschnüren suchte. So vergingen mehrere Sekunden, ohne daß die Zuschauer, die sich wohl bewußt waren, daß hier unter der Form eines Ringkampfes ein Mord versucht wurde, einschritten. Da schlug mit einem Male der Unterliegende im verzweifeltesten Todeskampfe mit den flachen Händen auf die die Arena bedeckende Leinwand. Da erst bemerkte das Publikum, daß die Bestie ihrem Gegner zwei seiner zollstarken Finger in die Nasenlöcher gesteckt hatte, um ihn zu erstickern. Das war den bläulichen Herren denn doch zu viel, und sie suchten mit aller Gewalt die beiden Kämpfer zu trennen. Da Jussuf sein Opfer mit eisernen Klammern festhielt, schlug man mit Stöcken auf ihn ein, ohne daß er sich rührte. Mehr als 20 Personen gelang es schließlich nur mit der größten Mühe, den fast Ersticken aus der Umklammerung seines Feners zu entreißen. Jussuf's Rücken war, wie die „Frf. Bl.“ schreibt, von den erhaltenen Schlägen blutüberströmt, was aber diese Bestie in Menschengestalt nicht weiter aufregte. Auch Kara-Amet erhob sich und klagte mit wilden Gesten Jussuf an, daß er ihn habe erwürgen wollen. Die Juroren zogen sich zur Berathung zurück, und die beiden Kämpfer wollten auf's Neue ihre Kräfte messen, als der Polizei-Kommissar endlich seine Schärpe umlegte und den Zirkus räumen ließ. — Wie roh müssen die Zuschauer gewesen sein, daß sie solchem Treiben kalten Blutes zusehen konnten!

Paris. Der Konsum von Pferdefleisch ist in Paris, wie in allen anderen Verkehrszentren, in fortwährendem rapiden Steigen begriffen. Im Jahre 1866, da die ersten Rofschlachtereien in der französischen Hauptstadt eröffnet wurden, wurden 2000 Pferde geschlachtet. Im Jahre 1871 war die Zahl derselben bereits auf 5034, im Jahre 1883 auf 12,776, im Jahre 1890 auf 20,889 und im Jahre 1894 auf 23,186 gestiegen. Im Jahre 1894 wurden außer den 23,186 Pferden noch 383 Esel und 43 Maulesel geschlachtet, die 5,129,530 Kilogramm verkaufte Fleisch ergaben. Das Pferdefleisch wird hier, wie allerorts, zu allen möglichen Konsumprodukten und nicht zum Mindesten zur Wurstfabrikation benutzt. Die sehr geschätzten Lyoner Würste werden fast ausschließlich aus Roffleisch hergestellt. Weniger bekannt dürfte dagegen sein, daß hier das Pferdefleisch zur Herstellung eines „Speiseöls“ verwandt wird, das, wie sogar Feinschmecker versichert haben sollen, dem besten Olivenöl vorzuziehen sei. Wenn diese Gourmandautoritäten nur nicht, wie stark zu vermuthen ist, die . . . Fabrikanten dieses vorzüglichen Speiseöls sind!

ihm gleich gute Dienste. Seine Tapferkeit wurde ihm als hoher militärischer Ruhm angerechnet, den nichts Lügen strafe weil er nie als selbstständiger Oberbefehlshaber fungirt hatte. Sein männliches und edeles Gesicht drückte fühne Gedanken aus, und seine Züge waren nur für seine Frau eine Täuschung. Da er hörte, wie Jedermann seinen falschen Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließ, überredete sich der Marquis endlich selbst, daß er einer der hervorragendsten Männer am Hofe wäre, an dem er, dank seinem Aeußern, zu gefallen wußte und sein mannigfacher Werth ohne Protest angenommen wurde.

Nichtsdestoweniger war Herr von Niglemont zu Hause bescheiden; er fühlte die Ueberlegenheit seiner Frau, so jung sie auch noch war; und aus dieser unwillkürlichen Achtung entstand eine verborgene Macht, welche die Marquise sich anzunehmen gezwungen sah, trotz all ihrer Bemühungen, die Last derselben von sich abzulehnen. Rathgeberin ihres Mannes, lenkte sie seine Handlungen und die Verwaltung des Vermögens. Dieser naturwidrige Einfluß war für sie eine Art Demüthigung und die Quelle vieler Schmerzen, die sie in ihrem Herzen verbarg.

Ihr so feinführend weiblicher Instinkt sagte sie zuerst, daß es weit schöner wäre, einem talentvollen Manne zu gehorchen als einem Dummkopf zu leiten, und daß eine junge Frau, die gezwungen ist, als Mann zu denken und zu handeln, weder Weib noch Mann ist, auf alle Annehmlichkeiten ihres Geschlechtes Verzicht leistet, da die sie bedrohenden Uebelstände dann wegfallen, und doch keines der Vorrechte erwirbt, die unsere Geseze den Stärksten vorbehalten haben. Ihr Leben verbarg eine sehr bittere Verspottung. War sie nicht gezwungen, einen leeren

Gözen zu verehren, ihren Beschützer zu beschützen, ein armes Wesen, das ihr zum Lohn einer beständigen Ergebenheit die egoistische Liebe der Ehemänner zollte, in ihr nur die Frau sah und das ganz eben so schwere Unrecht beging, daß er sich weder um ihr Wohlergehen kümmerte, noch danach fragte, woher ihre Traurigkeit und ihre auffallende Abnahme entständen? Wie die meisten Ehemänner, die das Joch eines überlegenen Geistes empfinden, rettete der Marquis seine Eigenliebe dadurch, daß er von Juliens körperlicher Schwäche auf ihre moralische schloß, daß er sich zu klagen gefiel und vom Schicksale wissen wollte, weshalb es ihm ein junges krankhaftes Mädchen als Gattin gegeben hätte. Kurz, er stellte sich als das Opfer hin, während er der Fener war.

Von allen Weiden eines solchen traurigen Daseins zu Boden gebeugt, mußte die Marquise noch ihrem geisteschwachen Gebieter zulächeln, ein Haus der Trauer mit Blumen schmücken und auf einem von geheimen Weiden erblickten Gesichte nichts als Glück zur Schau tragen. Diese Verantwortlichkeit für ihre Ehre, diese großartige Selbstverläugnung gaben der jungen Marquise allmählich eine Frauenwürde, ein Tugendbewußtsein, die ihr als Schutzwanne gegen die Gefahren der Welt dienten. Um dieses Herz bis auf den Grund zu prüfen, erfüllte sie dann vielleicht das innere und geheime Leid, mit dem ihre erste, ihre Mädchenliebe gekrönt wurde, mit Abscheu gegen die Leidenenschaften; vielleicht verstand sie weder die hinreißende Gewalt derselben noch die zwar unerlaubten, aber rasenden Freuden, die gewisse Frauen die Geseze der Keuschheit, die Grundzüge der Jugend, auf denen die Gesellschaft beruht, vergessen lassen.

(Fortsetzung folgt.)